

gewicht gegen die so oft alles andere erstickenden Mächte des Geschäftslebens.

Unsere Gemeinde hat allen Grund, dem Dahingeshiedenen ein besonderes, dankbares Andenken zu bewahren. Denn die Männer sind recht selten, die neben der Unabhängigkeit ihrer Stellung noch soviel Interesse am Gemeinwohle erübrigen können, wie er es während seines ganzen Lebens gehabt hat. Es war ihm ein Anliegen, dass unsere deutsche Gemeinde wachse und gedeihe. Er hat immer wieder versucht, die Deutschschweizer aus ihrer Gleichgültigkeit herauszureissen und sie zu sammeln zur Pflege und Verteidigung der nationalen, der Schul- und kirchlichen Interessen, die wir in Genf haben. Der Kirche war er von Herzen zugetan und hat es bei manchen Gelegenheiten mit der Tat bewiesen. Er eiferte dafür, dass sie mitten im brutalen Kampf ums Dasein eine Pflegestätte der höchsten und idealsten Bedürfnisse des Menschen bleibe. Im Verfassungsrat der XIX ging sein Hauptbestreben dahin, der Kirche jene Weitherzigkeit und jenen freien Geist zu erhalten, ohne die sie nicht eine Volkskirche sein kann. Diesem äusserlichen Eintreten für die Kirche entsprach innerlich ein mannhafter und ernster Glaube an die göttliche Führung des Menschen, seine Verantwortlichkeit, die Unentbehrlichkeit sittlicher Prinzipien im Berufs- und Geschäftsleben, und eine tiefe Erkenntnis von der Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit menschlichen Wesens. Für die sozialen Fragen hatte er ein grosses Interesse; er anerkannte die Pflicht der Gesellschaft in weitgehendem Masse für die Hebung der untern Klassen zu arbeiten, wenn er auch nicht immer einverstanden war mit den parteipolitischen Anstrengungen, die zu diesem Zwecke gemacht wurden.

Sein Andenken wird in der Gemeinde fortleben. Wir werden ihn in dankbarer Erinnerung behalten als einen tapfern und aufrechten Charakter, als einen Menschenfreund von grosser Herzensgüte, als einen warmen Patrioten, als ein treues Glied unserer Gemeinde und Kirche. A. K.

Aus einem Teller.

Als ich noch Student war, da zog ich einmal mit einem guten Freund aus dem schönen Marburg in Hessen über Land. Wir wollten einen Pfarrherrn aufsuchen, für den wir beide schon gepredigt hatten. Und als wir an den Ort kamen, da geschah es, dass eben das ganze Dorf eine grosse Hochzeit feierte. Das hatten wir vorher nicht gewusst, aber weil wir einmal da waren, gings uns wie denen von den Strassen und an den Zäunen im Gleichnis: Man nötigte uns, hereinzukommen. Das liessen wir uns gerne sagen, und so haben wir eine hessische Bauernhochzeit miterlebt, schöner als dergleichen in den schönsten Büchern geschildert und abgebildet ist. Aber ich habe es nicht darauf abgesehen, dem freundlichen Leser nun etwa meinerseits eine Schilderung dieser Hochzeit zum besten zu geben. Nur von einer Sitte möchte ich ihm erzählen, die es vielleicht auch anderswo gibt, die ich aber dort zum ersten Mal selbst mitangesehen habe. Das Brautpaar war nämlich während des ganzen Essens — und es war nicht kurz — darauf angewiesen, zusammen nur aus *einem Teller* zu essen, mit Hilfe *eines* Löffels, *einer* Gabel und *eines* Messers. Der freundliche Leser schüttelt den Kopf und denkt: Die armen Leute! Ja, die armen Leute! dachten wir damals auch, aber uns wurde bald erklärt, das habe seinen guten Sinn: Mann und Frau sollen ja in Zukunft alles gemeinsam haben, Essen und Trinken und Alles. Das soll ihre grösste Freude sein, aber auf diese Freude müssen sie sich einrichten durch gegenseitige Freundlichkeit und Verträglichkeit. Freudlichkeit und Verträglichkeit wollen aber gelernt sein und da sollen sie's nur gleich am Hochzeitstag anfangen — und darum aus einem Teller essen.

Ei, mir ist's, was für das Brautpaar im Hessenland gilt und — wohlgemerkt — für alle Braut- und Eheleute, das gilt am Ende auch für die Menschen und Christen insgemein.

Das ist eine traurige Weltanschauung, wenn einer meint, es sei alles gut, wenn ihm der liebe

Gott den eigenen Teller recht gefüllt habe mit allerlei guten Sachen und nun sei's die Hauptsache, ihn mit Anstand und Würde eiligst zu leeren, bevor ein Anderer mit seinem Löffel hineinlangt. In der guten, alten Zeit gabs in einer andern Gegend des deutschen Reiches ein Gesangbuch, da stand folgende Strophe darin :

Schick Regen, Herr, und Sonnenschein,
Auf Schleiz und Greiz und Lobenstein,
Und wollen andere auch was han,
So mögen sie Dir's selber san !

So stellen sich viele Leute ihr Verhältnis zum lieben Gott vor. Gerade wie wenn er nur für sie da wäre, für die Fürstentümer Schleiz, Greiz und Lobenstein, für den Herrn X. und die Frau Y., für den Hans und die Liese, um just akkurat *ihnen* allerlei Glück zu beschaffen. Aber es ist nichts mit dem vollen Teller für dich allein. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Da sind eine ganze Menge Andrer, die möchten und sollen auch etwas haben, und das ist erst die rechte Freude am Leben und an den guten Gaben Gottes, wenn *ihre* Freude *deine* Freude wird, und wenn du dich gar nicht mehr deines Lebens freuen magst und willst als mit den andern zusammen. Aber du weisst schon : Diese Freude mit den andern zusammen hat so ihre Haken. Denn die Menschen sind nun einmal keine weichen Molluskentiere, bei denen alles nachgibt, wo man sie berührt, sondern unbeschreiblich borstige Wesen mit vielen Kanten und Stacheln. Da gib'ts Reibung und Konkurrenz. Da möchte jeder — offen oder heimlich — vom lieben Gott den grössten Teller gefüllt kriegen. Da wärs wohl fein und lieblich, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen würden, aber das will gelernt sein ; darauf muss man sich einrichten. Und wenn der Hans und die Liese *damit* anfangen, dann merken sie bald, dass das nicht so leicht ist, dass sie da vielmehr am Anfang eines langen Weges stehen. Und die Stationen auf diesem Wege heissen : Klarheit, Ernst, Gehorsam, Treue, Verzicht, Opfer. Und wenn sie anfangen zu merken, dass gerade die beiden letzten Stationen die wichtigsten sind, dann geht es ihnen

vielleicht auf : Aha, der Mensch ist eigentlich etwas, das überwunden werden muss, der alte borstige Mensch nämlich. Aha, Gott hat mich eigentlich zu etwas anderem geschaffen, als dazu, allerlei Teller mir füllen zu lassen und zu leeren, nämlich dazu, frei und stark zu werden, frei mir selbst gegenüber und stark zum Guten. So erzieht uns Gott durch die Reibung und Konkurrenz des Lebens, durch den gemeinsamen Teller aus Menschen zu Christen.

Aber die Sache ist noch nicht fertig. Gerade für den Christen nicht. Das ist ein Christ, der jenen Weg unter die Füsse genommen hat, tapfer und dankbar. Warum dankbar ? Weil er bei jedem gethanen Schritt sich sagen muss : das hast nicht du fertig gebracht, du kleiner borstiger Mensch, das war Gott, der ganz anders ist als du und der daran ist, auch dich ganz anders zu machen, als du immer noch bist. Und weil er darum auch das freie starke Leben, das auf diesem Weg in ihm erwacht, immer nur als ein Geschenk verstehen kann, nicht als etwas, das er sich selbst zurecht machen kann. Und nun ist's eine sehr wesentliche Sache, dass er merkt, dass dies Gottesgeschenk — wir wollen es immer mehr als das *eine* grosse Geschenk verstehen lernen — nicht etwas ist für ihn allein, sondern für viele Brüder und Schwestern mit ihm. Auch für viele, die jetzt noch meinen, dem lieben Gott aus der Schule laufen zu können. Die rechte Freude an Gott ist wieder nur die Freude *mit andern zusammen*. Jesus hat nicht umsonst von einem *Reich* Gottes geredet. Es ist ihm ernst damit gewesen. Einsiedeleien gibt es in diesem Reich nicht. Das musst du dir klar machen. Aber nun zeigt sich gerade hier die Borstigkeit des alten Menschen in besonders hellem Licht. Er kann und kann sich mit seinesgleichen nicht vertragen, sogar wenn es sich um das eine grosse schlichte Gottesgeschenk handelt. Seit alten Zeiten hat es auch da Reibung und Konkurrenz gegeben. Und es scheint uns schon fast selbstverständlich, dass jeder seinen besondern Teller mit besonders guten Sachen, seine besondere Kirche oder Richtung mit besonders guten Lehren und Ansichten haben

müsse. Vielleicht ist es praktisch so und vielleicht notwendig. Vielleicht ist es eines der wichtigsten Stücke in der Erziehung, die wir als Christen erst recht durchmachen müssen, uns daran zu gewöhnen, Andere anders von Christus reden zu hören, als wir selbst es tun. Und jedenfalls richtet Gott auch so mit seinen Leuten aus was er vor hat. Aber das ändert nichts daran, dass wir, wenn wir mit dem Reich Gottes ernst machen wollen, den Gedanken ins Auge fassen müssen, dass Gottes Geschenk wirklich und ohne Hintergedanken für Alle dasselbe ist, so verschieden wir davon denken und reden mögen. Der gemeinsame Teller, die äussere Einheit der Christen, mag vorläufig ein schöner Zukunfts-traum sein, der nur bei einzelnen Anlässen wie z. B. bei der Calvinfeier des letzten Jahres, zur Verwirklichung kommt. So wollen wir wenigstens in offener freundlicher Gesinnung jedes hinter seinen geliebten besondern Teller sitzen, nicht scheel nach links und rechts guckend, sondern in dem aufrichtigen Bewusstsein: *Und wir gehören doch zusammen!* Schliesslich kam's ja auch bei der hessischen Hochzeit oder bei der Kappeler Milchsuppe unserer tapfern Vorfahren nicht auf den gemeinsamen Teller oder Zuber an, sondern darauf, dass die Menschen und Christen und Schweizer dieses *zusammen* verstehen und leben lernten.

Der Apostel Paulus ist auch dieser Meinung gewesen. Vergleiche I. Cor. 1, 10-13; 3, 1-15; 8, 6; 12, 4-30; Röm. 12, 3 6; Eph. 4, 2-7. K. B.

Alle.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume. Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen und ahnungsvolle Liebesworte sprechen. Weit über ihre Häupter lud die Erde er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben sah ich und vielen schon das Mahl gegeben, da breiteten sich unter tausend Händen die Tische, doch verdämmerten die Enden in grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen Kummerngestalten sassenggerufen

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute ein unermesslich Mahl, soweit ich schaute, da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens, da streckte keine Schale sich vergebens, da lag das ganze Volk auf vollen Garben, kein Platz war leer und keiner durfte darben.

K. F. MEYER.

Ein sonderbares Missverständnis

dem ich nun schon öfters begegnet bin, finde an dieser Stelle einmal seine Berichtigung. Es handelt sich um die Bezeichnung unsrer Gemeinde als « deutsche reformierte Gemeinde ». Das Missverständnis betrifft das Wort « reformiert ». Ist es übrigens nicht ein klein wenig beschämend, dass es in der Stadt Calvins nötig ist, gerade *darüber* Erläuterungen zu geben? Also in der Reformationszeit hat sich der Protestantismus infolge von Verschiedenheiten der Lehre über die Erwählung und über das Abendmahl in zwei grosse Gruppen gespalten, in die *lutherische* Kirche einerseits und in die *zwinglische* und *calvinische* Kirche andererseits. Die beiden letztern einigten sich auf gemeinsame Bekenntnisse und bekamen zusammen den Namen *reformierte* Kirche. Es gab Zeiten, in denen Lutheraner und Reformierte sich untereinander eben so hitzig befehdeten, wie mit den Katholiken. Aber das ist lange her. Die Unterschiede haben sich verwischt. Nicht völlig; aber es braucht schon recht geübte Ohren, um eine lutherische von einer reformierten Predigt zu unterscheiden. Dagegen ist noch heute für jederman offenkundig der Unterschied in der äussern Ordnung des Gottesdienstes. Und weil die Menschen gerade die äussern Ordnungen am zähesten festzuhalten pflegen, gibt es noch heute Lutheraner und Reformierte. In Norddeutschland sind die Protestanten vorwiegend Lutheraner, in Süddeutschland, in der Schweiz, in Frankreich Reformierte. Wir sind somit Reformierte und das ist so selbstverständlich, dass es z. B. im offiziellen Titel der Genfer Nationalkirche gar nicht erst gesagt wird: Nun gibt es aber in Genf eine *deutsche lutherische* Gemeinde und zur Vermeidung von Verwechslungen heissen wir die *deutsche reformierte* Gemeinde. Dies der Tatbestand.

Nun das Missverständnis: Ich höre mit Erstaunen das Wort « reformiert » gebraucht im Sinne von « freisinnig ». Man sagt mir, « die Leute » fassten das so auf. Es ist eine schöne